

Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Jahresbericht / Deutschschweizerischer Sprachverein**

Band (Jahr): **7 (1911)**

PDF erstellt am: **31.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595031>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Deutsch und Welsch im vergangenen Jahr.

F. Der Verfasser dieses Berichtes muß bekennen, daß er die Sprachgrenze schon seit langem nie überschritten hat. Heute ist's ihm leid, denn persönliche Anschauung würde es ihm ermöglichen, seine Darlegungen in vielen Teilen lebendiger, farbiger zu gestalten. In der Hauptsache angewiesen auf Zeitungsberichte, also auf die Mitteilungen und Urteile anderer, hofft er, daß was dem Bericht an persönlicher Färbung abgeht, ihm zugute komme in ruhiger, gerecht abwägender Beurteilung der Tatsachen.

Der deutschschweizerische Sprachverein ist auch im letzten Jahr wieder vielfach angefochten worden. Welsche Zeitungen wurden nicht müde mit ihrem immer erneuten Jammer über Pangermanismus, ihren Anschuldigungen, daß wir in der friedlichen Schweiz einen Sprachenkrieg entfesselten und für den alldeutschen Verband und den Anschluß ans Deutsche Reich würben.

Ein Blick auf die Satzungen unsres Vereins, der nur Schweizerbürger aufnimmt, sowie die Kenntnismahme unsrer Veröffentlichungen sollten genügen, solche Hirngespinnste zu zerstören.

Mit Bewunderung sehen wir, mit welcher Liebe die Welschschweizer an der französischen Sprache hängen. Zu ebensolcher Liebe für unsere Muttersprache möchten wir die Deutschschweizer erziehen.

Der Welsche, auch derjenige, der gut deutsch versteht, wird im Verkehr mit Deutschschweizern, so weit es irgend geht, sich seiner Muttersprache bedienen. Er liebt sie und will sie anwenden. „Parlez-vous français?“ ist stets die erste Frage, die er an jeden richtet, mit dem er in Verkehr tritt. Und der Deutschschweizer, selbst der, welcher kaum viel mehr als drei französische Wörter radebrechen kann, stürzt sich sozusagen auf den sich ihm bietenden Anlaß, französisch zu sprechen.

Ich begreife jenen Genfer, der mir sagte, der Deutschunterricht in den Primarschulen seiner Stadt sei eigentlich überflüssig; jedermann in der deutschen Schweiz bemühe sich ja, im Verkehr mit West-

schweizern französisch zu sprechen. Da ich hörte schon Welsche, die deutsch lernen wollten, sich beklagen, sie fänden so wenig Gelegenheit zu deutscher Unterhaltung. Sie seien in die deutsche Schweiz gekommen, um deutsch zu lernen, aber der Deutschschweizer benütze sie, um seinerseits sich im Französischen zu üben.

Dieselbe Erfahrung erzählt Spieser (Elsäß-Lothringen als Bundesstaat S. 68) von einem Waadtländer mit allerdings deutschem Namen, der in der deutschen Schweiz bei Verwandten die deutsche Sprache gelernt hatte. „Ich könnte das Deutsche besser,“ sagte er zu Spieser, „ich komme oft in die deutsche Schweiz, aber sobald die Leute hören, daß man ein französischer Schweizer ist, so reden sie kein Wort deutsch mehr mit einem, sondern freuen sich, ihr Französisch üben zu können.“

Und wie im Reden, so ist's mit dem Schreiben. Dem Welschschweizer erscheint es als selbstverständlich, daß er seine Briefe für die deutsche Schweiz mit französischer Aufschrift versieht. Dem Deutschschweizer kommt es erst allmählich zum Bewußtsein, daß die deutsche Sprache in der Postverwaltung dieselben Rechte genießt wie die französische, daß nicht nur von den deutschen, sondern auch von den welschen Bewerbern für den Postdienst die Kenntnis einer zweiten Landessprache verlangt wird. Gerüchtweise verlautet allerdings, daß die Behörden in der deutschen Schweiz es hierin genauer nähmen, während die welschen leicht zufrieden zu stellen seien.

Wie leicht der Deutsche sich dem Welschen anbequemt und unterordnet, dafür ein Beispiel aus Biel. Ein Bekannter erzählte mir einst von einem Vereine, dem er selbst angehörte: Deutschschweizer bilden die große Mehrheit, nichtsdestoweniger wurden die Verhandlungen mit Rücksicht auf die wenigen Welschen meist französisch geführt, ebenso war die Schriftführung französisch. Man stelle sich vor, in einem größtenteils aus Welschen bestehenden Verein in St. Immer, oder Delsberg, oder Neuenburg sollte aus Rücksicht auf die zugewanderten Deutschen in deutscher Sprache verhandelt werden! Würde es da nicht sofort heißen: wer in die französische Schweiz kommt, muß französisch lernen? Wer in die deutsche Schweiz geht, der . . . halt! der Deutschschweizer in Biel soll französisch lernen, damit er mit den eingewanderten Welschen verkehren kann.

Wie wir Deutschschweizer uns zu Ungunsten unserer Muttersprache beeinflussen lassen, dafür noch ein zweites Beispiel. Ein Sekundarschulinspektor prüfte in einer Schule deutsche Sprachlehre. Der Lehrer hatte die deutschen Fachausdrücke verwendet, wie Gegen-

wart, Satzgegenstand. Da brauste der Herr Inspektor auf, die deutsch-bernerischen Sekundarlehrer hätten zur Unterstützung des französischen Unterrichtes beschlossen, in der deutschen Sprachlehre die lateinischen oder französischen Ausdrücke zu verwenden. Da brachte ihn meine Zwischenbemerkung, im französischen Kantonsteil würden wohl die deutschen Benennungen eingeübt werden zur Unterstützung des Deutschunterrichts, in eine gewisse Verlegenheit.

Wie viel zäher unsere welschen Eidgenossen an ihrer Sprache hängen, zeigt sich auch in den gemischtsprachigen Ehen. Ein Deutschschweizer ehelicht eine in der deutschen Schweiz aufgewachsene Welsche. Sie betrachtet welsch als ihre Muttersprache, und die Kinder werden von ihr, soweit sie es vermag, in der deutschen Schweiz französisch erzogen. Ein anderer, ebenfalls im deutschen Sprachgebiet wohnhafter Deutschschweizer ist mit einer im Welschland aufgewachsenen Deutschschweizerin verheiratet. Sie ist im Welschland aufgewachsen, also eine „Welsche“, und was natürlicher, als daß sie mit ihrem Kinde französisch spricht?

So weit gehen allerdings auch die unserer Muttersprache am gleichgültigsten gegenüberstehenden Leute nicht, daß sie mit ihren Kindern in einer fremden Sprache reden wollten. Leute, die um ihre Kinder französisch erziehen zu können, sich noch französischen Unterricht erteilen lassen oder gar in Frankreich Ferien machen müssen, kommen wohl im Elsaß vor, bei uns in der deutschen Schweiz nicht.

Wie viel gleichgültiger die Deutschschweizer in sprachlichen Dingen sind als die Welschen, zeigt sich auch im Gebrauch doppel-sprachiger Ortsnamen. Wenn ein Deutschschweizer auf deutschschweizerischem Sprachgebiet die deutschen Namen welscher Orte braucht, wie Milden, Peterlingen, Losanen, Münster, Bruntrut, Martinach, dann verwundert sich darob so mancher biedere Deutschschweizer, der es aber als ganz selbstverständlich betrachtet, im Verkehr mit Welschen von Gessenay (Saanen), Berthoud (Burgdorf), Bienne (Biel), Sion (Sitten), Soleure (Solothurn) zu reden.

Die in Romanshorn erscheinende Bodensee-Zeitung warnte sogar vor Verdeutschungssucht. Wegen des Städtchens Nyon (Deutsch Neuf) bemerkt sie: „Lassen wir Nyon Nyon sein, wem's an diesem Ortsnamen neußelt, nun, der wünscht sich alles verpreußelt.“

Das in Biel herauskommende Eisenbahnkursbuch von Gatzmann braucht für die deutschen Orte mit Doppelnamen sogar nur die welschen: Berthoud, Rouv.-Soleure, und Deutschschweizer kaufen

es. Allerdings hat mir schon mancher bekannt, er habe es nur wegen seines bequemen Formats gekauft, wüßte er ein sprachlich gerechteres in handlicher Größe, so würde er es dem „Guide“ Gafmann vorziehen.

Walser läßt in seiner natürlich auch in Deutschland sehr verbreiteten Landeskunde der Schweiz nur noch drei deutsche Namen aus der welschen Schweiz gelten: Genf, Neuenburg und Waadt.

Im Jahre 1906 haben französische Jurassier den altdeutschen Namen Sonnenberg übersezt in Mont-Soleil. Und deutschschweizerische Zeitungen bringen seither Berichte vom Mont-Soleil. Brauchten wohl französische Zeitungen, wenn uns einsele, für den Solimont bei Erlach einen deutschen Namen einzuführen, dann alsbald den neugeschaffenen deutschen?

In der Bundesversammlung weigerten sich im Frühjahr 1911 die Welschen, in die Behandlung der Gefrierfleischfrage einzutreten ohne französische Uebersetzung der Botschaft.

Welsche beklagten sich über deutsche Geburtscheine, die ihnen in Viel ausgestellt worden. Deutsche nehmen es nicht nur als selbstverständlich hin, daß ihnen in Münster, Delsberg, Neuenstadt usw. französische Geburtscheine ausgehändigt werden, sie lassen sich sogar Verwelschungen ihrer Namen ruhig gefallen (der von Burg wird ein de Bourg usw.), die gesetzlich überhaupt verboten sind.

Wir machen unsern welschen Brüdern keinen Vorwurf, daß sie ihre Muttersprache achten und lieben, wir wünschen, daß wir Deutschschweizer in der Liebe zu unsrer Muttersprache nicht hinter ihnen so beschämend zurückständen. Dagegen wollen wir uns hüten vor jener bei den Welschen leider sehr verbreiteten übertriebenen, oft fast lächerlichen Empfindlichkeit in Sprachenfragen, die häufig genug in Haß gegen unsere Muttersprache ausmündet. Hier kennt man die Welschen gar nicht mehr, die doch als Meister der Höflichkeit gelten wollen, und nicht einmal merken, daß eine solche Kampfweise nicht nur ungerecht, sondern auch unhöflich ist.

Vorerst einige kleinere Dinge. Daß welsche Blätter sich beklagt haben, bei den Bundesbanknoten komme infolge der etwas kleineren französischen Aufschrift die Gleichberechtigung der Sprachen nicht zur Geltung, ist schon in einem früheren Bericht erwähnt worden. Wären wir Deutschschweizer ebenso empfindlich, so hätten wir ja im Namen der Gerechtigkeit verlangen können, daß die Größe der Buchstaben in den drei Sprachen sich richte nach dem Bevölkerungsanteil einer jeden.

Ein Genfer Alpenklubist veröffentlicht in einer Genfer Zeitung die staunenerregende Tatsache, daß er eine Einladungskarte zum Alpenklub mit der Aufschrift „Genf“ erhalten habe, als wäre Genf in der deutschen Schweiz. Vielleicht könnten viele diesem Herrn dienen mit der ebenfalls staunenerregenden Tatsache, daß sie in Bern schon öfters Briefe mit der Aufschrift „Berne“ aus Bern selbst erhalten, als läge Bern schon ganz im welschen Sprachgebiet. Ja ich könnte jenem Genfer zum weiteren Troste mitteilen, daß auf dem Bahnhof Bern dreimal Fribourg—Lausanne—Genève steht, aber niemals Freiburg—Vosanen—Genf, als ob in Bern die deutsche Sprache bereits ausgestorben wäre. Man stelle sich vor, was das hieße, wenn im Neuenburger Bahnhof an drei Stellen nur Kerzers-Bern stünde und nirgend „Chîètres-Berne“! In Biel sind alle Aufschriften doppelsprachig mit Rücksicht auf die französische Einwanderung, in Neuenstadt, das zu 75% deutsche Geschlechtnamen aufweist, wird eine deutsche Inschrift nicht geduldet, auf den Bahnhöfen der angrenzenden deutschen Orte Twann und Yverz standen früher sogar nur die französischen Ortsnamen, jetzt beide. In dem ursprünglich deutschen Freiburg, das noch jetzt eine alteingesessene deutsche Bevölkerung hat, sollen auf dem Postamt nur französische Inschriften stehen.

Eine kindliche Freude bereitete gewissen welschen Blättern die schweizerische Postverwaltung mit ihrer Entscheidung, daß Auslandskarten mit bezahlter Antwort selbst im Verkehr mit dem Deutschen Reiche nur gültig seien, wenn sie französische Aufschrift trügen. Wie weidete sich das „Feuille d'avis“ von Neuenburg an dem Aerger und Zorn der Deutschfreunde (d. h. der Deutschschweizer, die ihre Muttersprache lieben) über diese Verfügung! In der deutschen Schweiz war darob keine Erregung zu verspüren, obwohl viele diese Maßregel im Zeitalter des Verkehrs als ein Bürokratenstücklein verlachten. Wenn wir Deutschschweizer uns da auch nicht beklagen, so dürften wir doch die Postverwaltung bitten, bei den Einzahlungsscheinen und Postanweisungen neben Ct. auch das deutsche Kappen zu berücksichtigen. Post und Fremdenverkehr tragen die Hauptschuld, wenn das gute alte deutsche und auf dem Lande noch völlig gebräuchliche, zudem amtliche Kappen anfängt in Mißachtung zu geraten.

Mehr Aerger und Zorn mußten die Welschen selbst schlucken wegen der „pangermanistischen“ Gefahr. Dafür möchte ich einige Beispiele anführen.

Eines Tages erzählte das „Berner Tagblatt“, in Joux du Blanc im Kanton Neuenburg bestehe eine Ansiedlung von deutschen Berner Bauern, die in der früheren Zeit eine deutsche Schule besessen hätten, aber auch jetzt trotz französischer Schule zähe an der deutschen Sprache hingen. Wie ob dieser Mitteilung gewisse welsche Blätter ergrimmt und über le Berner Tas d' blagues und l'Intelligence-plate und die Bangermanisten schimpften, die die Schweiz wie ein Pays d'Empire (Reichsland) behandelten und zur Widerseßlichkeit gegen die rechtmäßige Regierung aufforderten! War's bei diesem oder einem andern Anlaß, daß eine welsche Zeitung entdeckte, das „Berner Tagblatt“ stehe im Solde der deutschen Regierung?

Es traf sich eigen, daß fast gleichzeitig (nur zwei Monate früher) der „Petit Jurassien“ von Münster im Berner Jura wider das Anbringen nur deutscher Inschriften in der dortigen Käseerei eine energische Verwahrung einlegte. Er sprach von einer inconvenance aussi cynique pour ne pas dire davantage. Er vergaß dabei ganz, daß im Birstale die Großzahl der Bauern und fast alle Knechte Deutsche sind.

Mit Begeisterung wurden in der welschen Schweiz die zuerst bekannt gewordenen Ziffern der Volkszählung vom 1. Christmonat 1910 aufgenommen. Da hieß es: „Rückgang des Deutschen in Delsberg von 40 auf 38%, in Sitten um 3%, in Murten gewinnt das Französische 2%, in Brig verliert das Deutsche die Mehrheit zugunsten des Italienischen. Die bis jetzt mitgeteilten Angaben über die Volkszählung zeigen, daß das Französische, weit entfernt zurückzuweichen, vielmehr die Neigung hat, nach Osten vorzudringen.“

Gleichlautende Berichte wurden auch in den Pariser Blättern, im „Etoile Belge“ (Brüssel) veröffentlicht. Ich kann mich nicht enthalten, die köstliche Bemerkung, die der „Savoie“ von Paris beifügte, anzuführen: „Espérons, qu'avec la culture française la civilisation fera aussi des progrès!“ (Hoffen wir, daß mit der französischen Kultur auch die Gesittung Fortschritte mache.)

Als nun weitere Mitteilungen zeigten, daß nicht nur das Deutsche, sondern auch das Französische Rückschritte zu beklagen habe, und nur die italienische Sprache im Verhältnis zugenommen, wurden die französischen Blätter kleinlauter: „Unterdrücken wir die Zählung nach Sprachen, die doch nur Aerger und Zwistigkeiten schafft“, hieß es jetzt auf einmal. Der Rückgang des Französischen sei nur ein zufälliger, hervorgerufen durch die damals schlimme Lage der Uhrenindustrie, die vorübergehend viele Welsche ins Ausland

geführt habe. Andere schrieben den Rückschritt der veränderten Fassung der Sprachenfrage zu: Muttersprache statt Umgangssprache. (Bei der Zählung von 1900 hatten die Welschen fälschlich die Schulsprache als maßgebend betrachtet.) Tatsächlich seien die deutschen Minderheiten französischer Ortschaften vom Französischen viel weiter aufgesogen, als es die Volkszählung erkennen lasse. Mangels deutscher Schulen hätten die deutschen Minderheiten keine Zukunft.

Ja, bestehen denn nicht im französischen Jura deutsche Schulen, ähnlich wie französische in Biel? Das führt mich auf die Sprachenfrage in den Schulen, auf die übrigens durch die beabsichtigte Umwandlung der deutschen Schule auf dem Münsterberg in eine französische sowieso die öffentliche Aufmerksamkeit gelenkt wurde. Auf den ersten Blick möchte man an das Vorhandensein einer gewissen Gerechtigkeit glauben, aber tatsächlich besteht doch ein großer Unterschied. Die deutschen Schulen im französischen Berner Jura sind samt und sonders Mehrheitsschulen, d. h. es sind Schulen kleiner deutscher Gebiete, die z. T. schon seit Jahrhunderten deutsch sind. Als in Schwende (Choindez) die erste Schule und zwar als eine französische eröffnet wurde, da zeigte es sich, daß dort neben 35 deutschen Haushaltungen nur eine einzige mit französischer Muttersprache sich befand.

Anders verhält es sich mit den französischen Schulen in Biel und Madretsch; dies sind Minderheitsschulen, d. h. solche für sprachliche Minderheiten. Solchen französischen Schulen würden deutsche in Corgémont, St. Immer, Neuenstadt, Dachselden, Münster, Delsberg usw. entsprechen. Solche bestanden auch früher zum Teil. Aber sie wurden aufgehoben, so schon anfangs der 40er Jahre 14 miteinander. Der Münsterberg dagegen ist deutsch, die Umwandlung der deutschen in eine französische Schule sollte die Verwelschung eines deutschen Gebietes anbahnen, wie der „Démocrate“ von Delsberg auch betonte. Sie wäre übrigens nicht die erste derartige Schule im Kanton Bern.

Die Welschen fürchten, bei der starken deutschen Einwanderung in ihr Gebiet könnte dieses zuletzt deutsch werden, darum suchen sie die wenigen deutschen Schulen in französische umzuwandeln und wachen eifersüchtig darüber, daß nicht neue deutsche Schulen errichtet werden.

Wir Deutschschweizer sind hierin sehr sorglos, die französische Einwanderung ist ja auch unendlich viel geringer und ist nur in Biel und seiner Umgebung von größerem Belang. Vielleicht daß die

italienische Einwanderung uns aufrüttelt. Vorderhand werden in der deutschen Schweiz noch bereitwillig italienische Minderheitsschulen errichtet. Gleichzeitig mit dem Bericht von der beabsichtigten Umwandlung der deutschen Schule auf dem Münsterberg in eine französische war zu lesen, daß in Uster (Zürich) eine öffentliche italienische Schule errichtet werde.

Wir begreifen unsere Schulbehörden ja sehr wohl. Sie sagen sich: Für Kinder, die nicht deutsch verstehen, ist ein Unterricht in deutscher Schule ziemlich wertlos. Wenn diese von der Schule einen Gewinn haben sollen, so müssen sie in ihrer Muttersprache unterrichtet werden, zudem erschweren sie uns den Unterricht für unsere deutschsprechenden Kinder, also errichten wir fremdsprachige Schulen.

Das ist alles richtig, aber es trifft auch völlig zu für so viele deutsche Kinder in welschen Schulen.

Ich erinnere mich gut, wie vor Jahren in einem jurassischen Bergdorf mir eine Lehrerin erklärte, die Kinder aus den deutschen Berghöfen seien eigentlich zu bedauern, daß sie nicht in ihrer Muttersprache unterrichtet werden könnten, sie verlören unendlich viel, und ob sie auch begabt seien, kämen sie doch viel zu kurz, „mais que voulez-vous?“ „Errichtet für sie deutsche Schulen!“ „Das wäre schon recht, aber es geht nicht.“

Hier haben wir eine wichtige Seite der Sprachenfrage berührt. Im allgemeinen darf man sagen, daß die Sprachenfrage mit der Zeit durch wirtschaftliche Verhältnisse geregelt wird, und daß wir es hierin mit einem natürlichen Vorgang zu tun haben. Wirtschaftliche Verhältnisse werden in der Regel entscheiden, ob da oder dort das Französische oder das Deutsche obsiegen werde. Dabei geht die erzieherische Seite der Frage Hand in Hand. Es bedeutet ohne Zweifel eine Schädigung im Bildungsgang des Kindes, wenn seine Schulsprache nicht dieselbe ist wie seine Muttersprache. Wenn nun gar sämtliche Kinder eines Schulbezirks deutschsprechenden Familien entstammen, läßt sich vom erzieherischen Standpunkt aus die Einführung einer fremden Schulsprache nicht rechtfertigen. Hingegen ließe sich nichts dagegen einwenden, wenn in den oberen Klassen solcher Schulen aus praktischen Gründen die sie umgebende Fremdsprache als Fach gelehrt würde.

Man hat schon oft die Frage gestellt, warum unsere Deutschschweizer so leicht ihre Muttersprache aufgäben. Nun, sprachliche Stärke liegt überhaupt nicht in der Art der Deutschen. Es ist ja

bekannt, wie leicht auch der Reichsdeutsche in fremdsprachigem Gebiet die Muttersprache preisgibt. Wo das nicht geschieht, spielen meist kirchliche Gründe mit. So blieben die Täufer im Jura und deutsch-evangelische Berner Bauern im katholisch-französischen Freiburg deutsch mit deutschen Täuferschulen und deutsch-evangelischen Schulen im katholisch-französischen Freiburg.

Von verschiedenen Seiten wird der Rückgang des Deutschtums zum guten Teile auch unsern Mundarten zugeschrieben, die im Wettkampf mit einer Schriftsprache unterliegen müßten. So schreibt Spieser in seiner schon angeführten Schrift: „Einen großen Teil der Schuld am Zurückweichen des Deutschen in der Schweiz trägt die Scheu, die Schriftsprache als Umgangssprache zu verwenden. Eine Mundart ist dem Kampf mit einer Schriftsprache nicht gewachsen. Die französischen Mundarten sind fast verschwunden, sodaß die deutschen Mundarten den Wettbewerb mit einer Schriftsprache aufnehmen müßten, die als Zeichen der Bildung gilt. Wer deutsch spricht, wird mitleidig belächelt, wie ich mehrfach auf der Hinfahrt durch die Westschweiz in der Bahn beobachten konnte.“

Leider hat Spieser recht. Viele Deutschschweizer haben sich so ausschließlich an den Gebrauch der Mundart gewöhnt, daß es ihnen, wenn sie etwa ein Jahr in der welschen Schweiz gewesen sind, tatsächlich leichter geht, französisch zu reden als schriftdeutsch. Nach meist kurzer Zeit geht allerdings die Kenntnis des Französischen außer den alltäglichen Redensarten wieder verloren. Wäre da eine bessere Ausbildung in unserer Schriftsprache, die wir täglich lesen und schreiben, nicht viel wertvoller?

In den Schulen sollte daher ein viel größeres Gewicht auf unsere deutsche Schriftsprache gelegt werden, es wäre gut, wenn auch die Unterschiede zu den Mundarten recht klargelegt würden, damit wir nicht Schriftdeutsch und Mundart vermengten.

Wenn nur auch das Elternhaus sich entschloße, hier mitzuwirken! Ich kenne eine Familie, in der je an einem Wochenabend schriftdeutsch geredet wird, und ich wollte, es könnten alle sehen, mit welcher Freude die Kinder, sogar nicht schulpflichtige, sich daran beteiligen, zu wie vielerlei lehrreichen Erörterungen der Abend Anlaß bietet. Unsere Welschschweizer beklagen sich oft, sie wollten gern ihre Kinder deutsch lernen lassen, aber selbst wenn sie sie eine deutsche Schule besuchen ließen, so lernten sie nicht dementsprechend, weil sie daneben im Hause nur Mundart reden hörten. Ich glaube, daß auch aus diesem Grunde die deutsche Sprache den Welschen als eine schwer

zu lernende gilt. Denn sie kann doch nicht schwerer sein als die französische mit ihrer ganz veralteten ungeheuerlichen Schreibweise, da man sozusagen kein Wort schreibt wie man es spricht.

Viel weitergehende Berücksichtigung der Schriftsprache neben den Mundarten tut uns not in Hinsicht vor allem auch auf die Tatsache, daß der Rückgang der deutschen Sprache in den Grenzgebieten mit dem fast ausschließlichen Gebrauch der Mundart zusammenhängt. So erzählt Hunziker, daß in Klein-Mertenlach, das noch 1880 zu zwei Dritteln deutsch war, aber schon damals nur eine französische Schule besaß, der Schulinspektor auf die Frage, warum nicht auch in deutscher Sprache unterrichtet werde, antwortete: „Que voulez-vous? ce n'est pas une langue, c'est un vilain patois.“ (Das ist keine Sprache, sondern eine häßliche Bauernmundart.)

Unterdrücken möchte ich die Mundarten nicht. Genauere Kenntnis des Schriftdeutschen und seiner Unterschiede von den Mundarten kämen auch diesen wieder zugut, die sich heute unter dem Einfluß des Schriftdeutschen immer mehr abschleifen.

Eigentümlich berührte es mich einst, in Neuenburg zu hören, die starke deutsche Einwanderung trage einen großen Teil der Schuld, daß im Kanton Neuenburg die romanische Mundart dem Schriftfranzösischen gewichen sei. Die deutsche Bevölkerung hätte das Französische und zwar die Schriftsprache vor allem durch die Vermittlung der französischen Schulen gelernt und damit der französischen Schriftsprache mit zum Siege verholfen. Viel hätte es umgekehrt in der Hand gehabt, die erste schriftdeutsch redende Schweizerstadt zu werden, wenn durch Vermittlung deutscher Schulen die französische Einwanderung die deutsche Schriftsprache gelernt und damit die übrige Bevölkerung zur Berücksichtigung der deutschen Schriftsprache genötigt hätte. Bei solcher Entwicklung würde viel auch das Ziel unzähliger Welschschweizer und Franzosen sein, die es vorzögen, hier deutsch zu lernen statt in reichsdeutschen Städten.

Jetzt wird vermutlich das Oberengadin das erste schriftdeutsch redende Gebiet der Schweiz werden. Das führt mich auf die Verhältnisse zu den beiden andern romanischen Sprachen. Die Romanen Graubündens beklagen etwa die Nichtbeachtung ihrer Sprache im Verkehr auf ihrem eigenen Sprachgebiet. So könnte wohl, sagen sie, neben dem deutschen Briefkasten statt des französischen Boite-aux-lettres das betreffende romanische Wort stehen und auf den Stationen der Graubündner Bahnen neben dem deutschen Orts-

namen im romanischen Gebiet auch der rhätoromanische. Unbillig scheinen ja diese Forderungen wirklich nicht, aber einem Bedürfnis entsprechen sie wohl kaum.

Der Kanton Tessin sah kürzlich wieder einmal einen Schulstreit. Fusoni verlangte im Großen Rat die Aufhebung der wenigen deutschen Schulen, an die übrigens der Kanton Tessin nichts zu leisten hat. Ein eigentümliches Verlangen angesichts des Zustandes des tessinischen Schulwesens und andererseits des Entgegenkommens der Deutschschweizer bei Errichtung italienischer Schulen in der deutschen Schweiz, zum großen Teil aus öffentlichen Mitteln! Der Vorstand der Schillerstiftung sprach im letzten Jahresbericht die Hoffnung aus, im nächsten Jahr auch einen Tessiner zu finden, dem er eine Unterstützung zukommen lassen könne. Die Stiftung ist für dürftige Schriftsteller der ganzen Schweiz bestimmt, das möchte man zeigen, ob auch das Geld zum weitaus größten Teil aus der deutschen Schweiz geflossen ist.

Überall sucht also der Deutschschweizer den Minderheiten entgegenzukommen, er will gerecht sein. Welsche und Tessiner fragen in erster Linie: Hat unsere Sprache einen Gewinn davon? So muß selbstverständlich bei der heutigen Völkerwanderung das Deutsche in Nachteil kommen. Das darf aber nicht sein! Wir wollen echten, alten, schlichten Schweizersinn bewahren, die alten Zeiten und die alte Schweiz, und dazu gehört vor allem die Treue gegen unsere teure deutsche Muttersprache.

